

freimütiger, im zweiten Teil jedoch auch unklarer. Auf der vor der Vollversammlung des Weltrates der Kirchen abgehaltenen Frauenkonferenz äußerten sich Frauen weitaus entschlossener dazu, wie ihre Anliegen auf der Vollversammlung zu behandeln seien. Sobald die Konferenz begann, war die „Gemeinschaft“ verstreut, und einiges von ihrer Wirkungskraft war verloren.

Dem neuen Zentralaussschuß gehören 26,2 Prozent Frauen an, 38 von 145 Mitgliedern dieses zwischen Vollversammlungen höchsten Beschlußfassungsgremiums des Weltrates der Kirchen. Ferner wurden siebzehn Kerngruppen gebildet, die den von der Vollversammlung unterbreiteten Empfehlungen konkrete Gestalt geben und ihre Verwirklichung überwachen sollen. Die durchschnittliche Kerngruppe besteht aus sechs Personen, von denen zwei Frauen sind. Die größte ist die Kerngruppe „Generalsekretariat“ mit 21 Mitgliedern, darunter fünf Frauen, und die zweitgrößte „Glauben und Kirchenverfassung“ mit neun Mitgliedern, darunter zwei Frauen. Erheblich zugenommen hat der Anteil von orthodoxen Frauen; vier sind in Kerngruppen, zwei im Generalsekretariat, eine in der Untereinheit „Die Frau in Kirche und Gesellschaft“ und eine in „Erneuerung und Gemeindeleben“ tätig. Da auch dem Zentralaussschuß drei orthodoxe Frauen angehören, bedeutet das auf jeden Fall einen Fortschritt in bezug auf die Mitwirkung der (in Frauenfragen zurückhaltenden) Orthodoxen auf dieser weltweiten ökumenischen Ebene. Die in Nairobi begonnenen Bemühungen um eine erneuerte Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche haben somit – wenigstens was die zahlenmäßige Mitwirkung von Frauen angeht – in Vancouver zu Erfolgen geführt.

Wir werden sehen, was diese verstärkte Mitwirkung von Frauen für die Programme des Weltrates der Kirchen insgesamt und insbesondere für die Tätigkeit der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Zukunft bedeuten wird, die dem Programm in der Zeit nach Nairobi (1975) die erste Anregung und Ausrichtung gegeben hat. Themen wie Frauen und Gerechtigkeit werden sicherlich im Vordergrund stehen; ob Frauen auch zu Fragen der Kirche, ihrer Autorität, ihres

Amtes und ihrer Bekenntnisse gehört werden, bleibt abzuwarten. Für viele bleibt die Frage offen, ob die Mitwirkung der Frauen in Vancouver eine inhaltliche Akzentuierung von Frauenanliegen in der Kirche oder lediglich eine personelle Verstärkung bedeutete. Diese Frage wird wohl noch einige Zeit erörtert werden.

Für die an der Vollversammlung teilnehmenden Frauen und Männer wird ein Eindruck bestehen bleiben; noch an keiner Vollversammlung nahmen so viele Frauen teil. Nie zuvor haben so viele Frauen auf dieser Ebene des kirchlichen Lebens an Dialog und Entscheidungsbildung mitgewirkt. Manche Frauen und Männer waren nicht gut vorbereitet; andere waren dadurch sehr im Hintertreffen, daß die benutzten Sprachen nicht ihre Muttersprache waren oder daß ihre Rollstühle keine Treppen nehmen konnten. Alle werden jedoch etwas von der „Vision“ erfahren haben, die Philip Potter in seinem Bericht schilderte – von der Kirche als „lebendige, dynamische Steine, die in ein ständig wachsendes, für alle bewohnbares Haus eingefügt werden“.

Luise Rinser

Entstehung eines Buches

Nach Erscheinen des Romans „Mirjam“ im Herbst 1983 luden wir die Autorin ein, für unsere Leser die Quintessenz dieses ganz zu unserem Schwerpunkt passenden Buches zusammenzufassen: mit einer Szene, aus der das Anliegen des ganzen Romans deutlich wird, mit einer Predigt dieses mit Mirjam befreundeten Jesus über die Frau oder mit einer Predigt der Mirjam über Jesus. Frau Rinser wählte nun die Form, wie sich in ihr selbst in einem zwanzigjährigen Entwicklungsprozeß, in Teilnahme an der Diskussion zum Thema Emanzipation von Frau und Mann und in der Reflexion ihres Glaubens die Gestalten der verschiedenen Marias des Neuen Testaments zur Romangestalt der Mirjam verdichtet haben und wie diese zu Jesus stand.

red

Vor zwanzig Jahren schenkte mir ein Freund ein höchst rares Buch: „Die Liebe der Maria Magdalena“ von einem anonymen Autor, aus dem Russischen übersetzt von R. M. Rilke. Ein lyrisch-mystisches Buch. Es kam just in meine „katholische Periode“. Dennoch, weil es zu „rilkeisch“ war, bewirkte es in mir nichts. So meinte ich. Tatsächlich aber hatte sich die Gestalt der Maria Magdalena in mir unausrottbar eingenistet. Die Frau, die einen ganz außergewöhnlichen Mann liebt, der als politischer Verbrecher, als Revolutionär, hingerichtet wird: das war ein Stoff, *der* Stoff für mich. Er tauchte alle paar Jahre auf, wurde erwogen und wieder beiseite gelegt. Ich bekam ihn nicht in den Griff. Noch nicht.

Ab 1968 mischte ich mich in die Frauen-Bewegung mit meinem Buch „Unterentwickeltes Land Frau“, erschienen 1970. (Nach 13 Jahren höchst aktuell!) Meine Frage: woher kommt es, daß die Frau in Gesellschaft und Kirche (der katholischen vor allem) als zweit- oder drittrangiges Geschöpf betrachtet und behandelt wird? Hat nicht der Jesus der Evangelien die Frau aufgewertet, hat er ihr nicht den selben Rang zuerkannt wie dem Mann? Hat er nicht Jüngerinnen um sich gehabt? Hat er nicht Frauen seine wichtigsten Botschaften anvertraut: der Samariterin am Jakobsbrunnen die Botschaft von einer Zukunft, in der man den Höchsten nicht im Tempel anbetet, sondern im Geist und in der Wahrheit, also die Botschaft von der strukturlosen lebendigen christlichen Bewegung? Und hat er nicht die Botschaft von der „Auferstehung“ einer Frau zur Verkündigung übergeben, so ausdrücklich, daß keine noch so patriarchalische Exegese und Kirchenpraxis an diesem Faktum je zu rütteln wagte? Ein Lehrauftrag höchster Ordnung an eine Frau namens „Maria Magdalena“. Und dann, seit Paulus: *Mulier tacet in ecclesia*. Ein Satz, der meint, was er sagt: Die Frau hat nichts zu sagen in der Kirche.

Damals dachte ich nicht mehr daran, daß dies ein Thema und ein Stoff für einen Roman sei; es war mir einer für Polemiken, und so, als Polemik, bohrte er in mir weiter.

Dann gab es in „Publik-Forum“ jene in der sex-betonten Zeit verständliche, aber doch absurde und un-spirituelle Polemik um die Frage des Geschlechtsverkehrs Jesu. Ich

mischte mich ein: Jesus war ebenso Mann wie er Frau war, das heißt, Animus und Anima waren in einer Person eins geworden; so fehlte jene leib-seelische Bedürftigkeit, die zum Beischlaf drängt. Damals tauchte mir wieder der Magdalena-Stoff auf: Wie war das mit dieser Frau und ihrem Rabbi? Eine sinnliche, leidenschaftliche Jüdin, eine nicht verheiratete und schon emanzipierte Frau (sie verließ alles, um einem herumziehenden Rabbi zu folgen bis zu seiner Hinrichtung), sie sollte ihren Meister und Freund nicht lieben, das heißt begehrt haben? Und er? Wie hat er ihrer Liebe widerstanden, wie hat er sie transformiert? Was für eine Art von Beziehung war da möglich inmitten der jüdischen Welt? Ein Rabbi und eine Hure? Wo steht, sie sei eine Hure gewesen? Nirgendwo. Eine Sünderin, ja, aber was war das damals? Eine Frau, die eine der 600 Vorschriften verletzt hatte.

Jetzt war der Stoff schon in Greifweite gerückt, und eines Tages begann ich zu schreiben. Der Anfang war geschrieben, als ich in Tübingen bei der Gründungssitzung des Arbeitskreises „Die Frau zur Zeit Jesu“ (unter Hans Küng) teilnahm; ich las die ersten Seiten vor; sie waren viel witziger und schärfer, als sie es jetzt sind, aber eben auch viel oberflächlicher. Ich warf sie damals weg und begann von neuem. Das erste Kapitel war fertig, als ich in die USA eingeladen wurde, um dort, außer Vorlesungen an Universitäten, auch an einer Tagung für „Feministische Germanistik“ teilzunehmen. Ich las dieses erste Kapitel, und es gab eine nächtliche leidenschaftliche Diskussion. Die begeisterte Zustimmung herrschte entschieden vor. Aber eben das machte mich unsicher. Ging das, was ich geschrieben hatte, so glatt ein, dann stimmte etwas nicht. Ein feministisch aggressives Buch sollte mir das nicht werden. Das war nicht tief genug, das wurde der Gestalt dieses Jesus nicht gerecht, der doch der Mensch gewordene, *kosmische Christus* ist, aber eben Mensch in seiner Zeit, einer Aufbruchzeit. Aber wie denn sonst? Da kam der entscheidende Anstoß, aber von unerwarteter Seite: Bei einer Einladung in Boston lernte ich einen evangelischen Exegeten kennen, dessen besonderes Arbeitsgebiet die soziale und politische Lage Palästi-

nas zur Zeit Jesu war. Er gab mir seine Aufsätze über die Bauernaufstände. Heureka! Das war's, was ich brauchte: Jene Zeit, jene konkrete Not, in der bewaffnete palästinensische Widerstandsgruppen gegen die römischen Kolonialherren und deren jüdische Kollaborateure (Klerus und Adel) um die Befreiung ihres kleinen, schwachen, unterdrückten Landes kämpften. Simon (Petrus) mit dem „Schwert“, mit dem er einem „Häscher“ das Ohr abschlug. Das Schwert war ein Dolch. Nicht nur Simon trug ihn. Warum sollte nur er ihn tragen? Die Jünger Jesu als Zeloten und Sicarier. Und die Sache mit Judas: war der ein mieser Verräter? Nein: das war ein Zelot, der in Jesus den geborenen Anführer im Befreiungskampf sah, und der aus bitterster Enttäuschung den ans Messer lieferte, der diese Rolle nicht spielen wollte und konnte.

Und nun diese Maria Magdalena: wer war sie, und was war sie ihrem Rabbi? Und welche der Frauen, die im Evangelium als „Maria“ erscheinen, war sie denn? Die mit dem Salböl, die Sünderin, oder die sanfte Marie in Bethanien, oder die leidenschaftlich tapfere unterm Kreuz und am Grab? Laß die Exegeten darum streiten. Für mich war es eine einzige. Eine archetypische Figur: die groß Liebende, die geistige Gefährtin eines Göttlichen. Eine große Frau auf jeden Fall. Eine Hure? Nein. Zu der hat sie erst die mittelalterliche, vor allem die barocke Malerei gemacht. Und hat da nicht wiederum eine archetypische Figur Pate gestanden: das Hohe Paar, das wir nicht nur aus der Apostelgeschichte als Simon und seine Gefährtin, die Prostituierte, kennen, sondern aus den Mythologien anderer Völker? „Der Gott und die Bajadere“ heißt ein Goethe-Gedicht. Der Göttliche und die Irdische. Der Reinste und die Unreinste. Geist und Materie.

Da hatte ich schließlich alle Fäden in der Hand, und ich wob daraus eine Fassung nach der andern. Mein Papierkorb füllte sich mit Versuchen. Vier Fassungen wurden beendet, die fünfte lieferte ich beim Verlag ab und bat, man möge sie dem Judaisten an der Frankfurter Universität, Professor Grözinger, geben, damit er mir korrigiere, was

(trotz meiner vielen judaistischen Vorstudien) vielleicht nicht ganz stimme. Er las das Buch, und als ich ihn nach einigen Wochen wieder traf, sagte er: „Ja, schön. Interessant.“ Aber? „Aber: es ist ein christliches Buch.“ Na und? Bin ich nicht Christin? „Sie haben das Recht, den Stoff so zu sehen; aber Ihr Buch ist zu nah am Johannes-Evangelium.“

Richtig: Jene Menschen waren keine Christen, sondern Juden, die sich mühsam herantasteten an den Kern der Lehre dieses Rabbi Jesus, vielmehr Jeschua (ich gab allen Personen ihre originalen Namen: aramäische oder griechische oder hebräische oder römische). Wie geschah denn dieses Lehren und dieses Aufnehmen der Lehre? Was ich mit dem Verstand denke, das wurde mir im Roman ganz von selbst zum Dialog zwischen dem griechisch gebildeten Johannes und der gescheiterten Mirjam aus Magdala, jener Stadt nahe der Grenze der Dekapolis, der griechischen Provinz, aus der gewiß einiges aus der griechischen und der iranischen Kultur ins Jüdische einsickerte, vor allem das Mythologische. Anhand dieser Mythen konnten sich die beiden Meisterschüler des Rabbis herantasten an solch absurde Sätze wie jenen vom „Essen des Fleisches“ und „Trinken des Blutes“ des Meisters. (Dies als eines von vielen Beispielen.) So setzte ich mich denn wiederum hin und schrieb die sechste Fassung. Und sie blieb. Schriebe ich das Buch noch einmal, würde ich es als Ganzes nicht anders schreiben können, aber an einigen Stellen mich kühner vom Johannes-Evangelium lösen. Daß die Möglichkeit zu dieser Kühnheit im Stoff und in der Autorin liegt, hat der klügste meiner Kritiker, Karl-Josef Kuschel, gespürt. Aber, um mit Pontius Pilatus zu reden: scripsi. Was geschrieben ist, bleibt geschrieben.

Anzumerken ist noch, daß ich seit dem Erscheinen im Herbst 1983 viele Leserbriefe bekomme, in denen in Variationen steht: Jetzt erst beginne ich, diesen Jeschua, diesen Jesus, zu verstehen und zu lieben. Das ist immerhin etwas, wiewohl nicht von mir angepeilt. Was ich wollte, war lediglich: einen guten Roman schreiben. Kunst, nicht Theologie ist's, was für mich zählt.